

Blumenkunst von Marischu

Autor(en): **Schulthess, Marianne von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rheinfelder Neujaahrsblätter**

Band (Jahr): **41 (1985)**

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-894480>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Blumenkunst von Marischu

von Marianne von Schulthess

1. Teil

Viel lieber hätte ich die Überschrift «Das Aramansch-Fieber» gewählt, hätte Sie mit diesem Titel aber sicher sehr verwirrt. Sie hätten in zahllosen Lexika, auch in medizinischen, vergeblich nachgesucht. Das Wort «Aramansch», das so viel bedeutet wie Arrangement, wurde von unserem damals noch kleinen Sohn kreiert. Wir wohnten in Lausanne, wo Martin uns oft französisch sprechen hörte und bei den Gesprächen mithalten wollte. Wohl unbewusst umging er mit «Aramansch» alle französischen Nasallaute, die uns Deutschschweizern am Anfang so viel Mühe machen und die am besten gelingen, wenn wir einen Schnupfen haben! So ist «Aramansch» bis zum heutigen Tag die Bezeichnung für mein Hobby geblieben.

Schon von jeher war das Arrangieren von Blumen meine Leidenschaft, ja es gibt Zeiten, da ich von einem richtigen «Aramansch-Fieber» erfasst werde und das innere Bedürfnis, Gebinde zu kreieren, fast unstillbar wird. Ich bedarf dann, wie es Hermann Hesse so schön sagt, des «Umweges» über das schöpferische Tun, um mit dem Leben zufrieden zu sein.

«Sie stecken Ihre Blumen aber unter denkbar ungünstigen Bedingungen», würden Sie sagen, wenn Sie mein «Arbeitszimmer» sähen. Es ist die Küche, wo ich vor dem grossen Fenster im grellen Gegenlicht arbeite. Dies stört mich aber nicht im geringsten. Im Korridor telefoniert Silvia mit einer Freundin, Martin «komponiert» eine neue leckere Sauce auf dem Kochherd. Solange sie beide nichts von mir wollen, meine «Aramansch-Kreise» nicht berühren, stört mich auch das nicht. Die Skizze zu meinem Arrangement habe ich ja schon in der Nacht gemacht. Ja, besonders nachts, wenn ich eigentlich schlafen sollte, lassen mich meine Ideen nicht los. Ich gehe in Gedanken durch meinen Garten und stelle Farben und Formen zusammen. Ich weiss ja auswendig, was mir jede vertraute Gartenecke im Moment anzubieten hat. Im Scheine des Taschenlämpchens entsteht dann eine Skizze, und am Morgen schneide ich zielbewusst mein «Pflanzenmaterial» ab. Das eigentliche Stecken geht sehr schnell, leider möchte ich fast sagen, denn es sind glückliche entspannende Minuten.

Ich kann Ihnen nun nicht erklären, ob ich mein Gesteck in der Mitte mit den offenen Rosen und den Äpfeln beginne oder ob die Zeichnung eines Astes den Aufbau bestimmt. Ich tue alles mit der Narrenfreiheit eines Amateurs, der nie eine Fachschule besucht hat. Ich kenne keine Regeln, habe mich nie mit Ikebana befasst und weiss nur, dass ich mit Blumen auf meine Art «malen» muss. Schon beim Aussuchen der Farben denke ich an die Menschen, die ich beschenken will. «Weiss haben die Frauen gern, dunkelrot die Herren», meinte die humorvolle Rosenstickerin Frieda Näf aus Urnäsch bei der Radiosendung «Rosen auf den Weg gestreut». Ganz so einfach geht's zwar nicht, finde ich.

Beim Schenken muss ich viel an meine Grossmama denken, die durch unglückliche Umstände ihr Geld verlor. «An den materiellen Entbehrungen habe ich nicht schwer getragen», sagte sie oft zu uns. «Gelitten habe ich aber darunter, nicht mehr, wie früher, grosszügig schenken zu können». Diese Worte haben mich tief beeindruckt und fürs Leben geprägt. Auch ich kann mir nichts Schöneres vorstellen, als andern Menschen eine Freude zu machen. Ich würde meinen Garten und die vielen Rosen gar nicht geniessen, könnte ich nicht mit Blumengestecken von dieser Pracht weitergeben.

Das Arrangement steht nun bereit zum Verschenken, oder es erwartet auf der Kommode unsere Gäste. Auch wenn «Oasis» eine wunderbare Steckmasse ist und viel Wasser für die Blumen speichert, sind die Tage der blühenden Frische gezählt. Herr und Frau Günthart-Maag haben mich deshalb ermuntert, meine Gebinde fürs «Grosse Rosenblatt» zu «verewigen». Ich kann aber nicht herrliche Bilder malen wie Lotte Günthart. Darum halte ich meine Sträusse photographisch fest, — im Licht-Bild.

Bevor ich ans Werk gehe, hole ich zur Begutachtung meiner Gestecke unsere jüngere Tochter Silvia, deren Kritik ich dringend brauche. Silvia ist ein strenger Trainer, der das Reiterlein auf seinem Steckenpferd zu Höchstleistungen antreiben will, — zum Glück gibt es keine Olympiade für Steckenpferde! Aus ihren kritischen Bemerkungen spricht die aufmerksame ZuhörerIn bei den Bildbetrachtungen im Basler Kunstmuseum. Es werden Aufbau und Linienführung, ja sogar Spannung beurteilt, als wären meine einfachen Sträusse wirklich gemalt. Sie sehen, mein 18jähriger Trainer, der mich um einen Kopf überragt, nimmt seine Sache ernst. Aber ich brauche keine Angst vor ihm zu haben, denn wenn das Pferdchen erschöpft im Graben liegt, wird es herausgezogen, gestreichelt und liebenswürdig zu neuen Taten angespornt. Silvia legt mir einen neuen Film in die Kamera und reinigt die Vorsatzlinse, damit ich wieder starten kann.

Mein Fotoapparat heisst Yashika, stammt aus Japan und hat zwei Augen, — eine zweiäugige Spiegelreflexkamera also mit eingebautem Lichtmesser. Mit einer Vorsatzlinse und der Sonnenblende ist meine Fotoausrüstung für mich vollständig, in den Augen meiner Kinder allerdings vorsintflutlich. Es fehle nur noch das schwarze Tuch, das ich beim Abknipsen über den Kopf stülpe!

Unser Sohn besitzt eine Menge Wechselobjektive, die er wie fürchterliche Kanonenrohre auf seine Kamera steckt. Damit kann er einen Gegenstand in die Nähe holen, wie er sagt. Ob er ihn auch wegschicken kann, weiss ich nicht! Seinen schweren Ausrüstungskoffer trug er schwitzend auf die Akropolis und durch die Wüste Sahara, wo es doch ohne Tasche schon heiss genug ist.

Nein, ich bleibe meiner primitiven Ausrüstung treu, auch wenn es die Starrheit des beginnenden Alters sei, dass ich mich keines Bessern belehren lasse! Ich war zuerst sogar unglücklich, als mir deutsche Freunde zum Dank für einen Dia-Abend ein Stativ schenkten. Mit Stolz hatte ich ihnen nämlich erzählt, dass ich das Kerzenarrangement zu unserer Silberhochzeit mit 1/8 Sekunde aus freier Hand, ohne zu zittern, fotografiert hätte.

Wenn ich vorher von meiner entspannten Ruhe beim Stecken berichtet habe, muss ich gestehen, dass ich beim Fotografieren vor lauter Nervosität manchmal unansprechbar bin. Die Sonne steht immer dort, wo ich sie nicht haben will! Ein starker Wind bläst aus der Burgundischen Pforte, der unser Städtchen Rheinfelden im Winter nebelfrei hält. Aber was nützt mir das im Sommer, wenn ich zum Fotografieren im Garten Windstille brauche? — Der Wind erstens! Und dann ein anderer Störenfried: Drinnen im Haus klingelt hartnäckig das unbarmherzige Telefon und weiss nicht, dass ich meinen Blumenstrauss jetzt auf keinen Fall im Stich lassen kann. Warum auch immer telefonieren, wenn es doch viel schöner ist, Briefe zu schreiben und vor allem zu bekommen! — Mit meiner viel gepriesenen Liebenswürdigkeit ist es aber vollends vorbei, wenn ein wohlmeinender Besucher nur so schnell «hereinschauen» will. Das Arrangement mit der «Gruss an Heidelberg» steht zur Portraitaufnahme bereit: «Wet your lips and say cheese» habe ich ihm beigebracht. Alles ist schon eingestellt: Blende 5,6, $\frac{1}{250}$ Sekunde. Aufblenden, kurz belichten, denn ich will wenig Tiefenschärfe, damit sich das Bild vom Hintergrund abhebt. Aber daraus wird jetzt nichts! Ein trauriger Seitenblick auf das schmeichelnde Sonnenlicht in der roten «Gruss an Heidelberg»! Der Besucher redet noch immer! Ich bin wohl viel zu liebenswürdig, denn erst nach einer Stunde verabschiedet sich der liebe «Gast». Er geht, — aber mit ihm geht auch die Sonne, und die rote Rose wirkt erloschen, — ein Abendwind erhebt sich! Abschieds-Gruss an Heidelberg! Ich trage mein Gesteck zurück ins Haus und will's am nächsten

Morgen probieren, wenn ich vom Zahnarzt komme, — nach dem Aufhängen der Wäsche und vor dem Kochen! Ach, hätte ich doch den Mut, während dieser aufreibenden Fotomalerei das in einem englischen Hotel entwendete Täfelchen «Do not disturb» ans Gartentor zu hängen! Noch lieber aber das Wort von Laotse: «Die grösste Offenbarung ist die Stille». Das würde schon gar nicht verstanden, denn moderne Menschen lieben die Betriebsamkeit und haben für das Bedürfnis nach Ruhe nur selten Verständnis.

Ich mache alle Aufnahmen im Garten, der meistens den idealen Hintergrund bildet. Hier brauche ich keine Kulissen in Form von gebauschten Vorhängen oder Säulen aus Gips. Mit meinen hellgrünen und sandfarbenen mobilen Wänden kann ich, wenn ich will, auch eine ganz ruhige Atmosphäre schaffen. Immer aber arbeite ich mit dem Tageslicht und lasse die Sonne im Seiten- oder Gegenlicht in den Blumen spielen. Wenn die Schattenkontraste zu stark werden, helle ich mit einer weissen Styroporplatte auf. — Anders ist es im steilen Mittagslicht, welches von oben interessante Schatten auf den Boden wirft. — Ganz besonders liebe ich die weiche Beleuchtung bei wolkenverhangenem Himmel, weil die Schatten dann nur zart angedeutet sind. Blüten und Knospen wirken plastisch, wie von Künstlerhand modelliert.

Bei meinen Fotografien geht es mir vor allem darum, mit einfachen Mitteln natürlich zu bleiben. Ich will mich auf keinen Fall mit starken Lampen auf «fotografische Äste» hinauslassen, die brechen könnten! Meine Filme heissen zwar Agfachrome 50 S; Professional, tun aber auch mir als Amateur beste Dienste. Bernhard Shaw vergleicht den fotografierenden Menschen mit einem Kabeljau, der eine Million Eier lege, damit eins reif werden möge! Ganz so schlecht ist meine Ausbeute nicht! Doch die Spannung ist immer noch gross genug beim Öffnen der Negativtaschen, die mir wie Tombolalose vorkommen. Ist es wohl ein Treffer?

Wenn ich Ihnen nun unseren Garten vorstelle, fällt es mir schwer, objektiv zu bleiben, betrachte ich ihn doch mit den Augen der Verliebten, die ohne ihren Angebeteten nicht leben kann. Die Sehnsucht nach dem eigenen Garten trug ich jahrelang in mir, als wir ruhelos von einem Ort, ja von einem Land zum andern zogen und nicht weniger als zehnmal übersiedelten. Keine Zeit, um irgendwo Wurzeln zu schlagen! Verstehen Sie darum, dass ich unser Haus jederzeit wieder verlassen könnte, doch niemals unseren Garten? Er ist mir in elf Jahren im wahrsten Sinne ans Herz gewachsen, als wäre er ein Stück von mir. Ich hätte ewig Heimweh nach den sanften Hügeln, die den samtenen Rasen umrahmen und uns Geborgenheit geben. Rosen könnte ich wohl auch anderswo pflanzen. Doch wo fände ich unsere zwei alten Ahorne (*Acer platanoides*) wieder, in deren Schatten sich die Rhododendron so wohl fühlen, — alte



Abbildung 2
Stilleben mit Rosen, Äpfeln und Schlehdornbeeren.

Bäume, die Goethe so verehrte? Vor der Wurzel einer dicken Eiche hatte er «ebensoviel Respekt wie vor dem Fundament des Kölner Doms». Der mehrstämmige Ahorn, den ich von meinem Schreibtisch aus sehe, erinnert mich an die gewaltigen Bündelpfeiler, die im Innern der Kathedrale von Amiens in die Höhe streben. — Zwei grosse Schwarzkiefern (*Pinus nigra austriaca*) und zwei Gleditschien (*Gleditsia triacanthos*) sind weitere «Eckpfeiler», die unseren Garten prägen. Unser Hausbaum im Süden ist ein Blasenbaum (*Koelreuteria paniculata*), und am Eingang schützt uns ein Vogelbeerbaum (*Sorbus aucuparia*) vor bösen Geistern. Mein grösster Traum wäre ein Fächerblattbaum (*Ginkgo biloba*), wie er im Garten von Professor Herbert Albrecht in Rheinfelden steht. Dieser grosse Goethe-Kenner hat es verstanden, mir mit der Lektüre des Buches «Goethe als Gartenfreund» (G. Balzer) den berühmten Klassiker wieder näherzubringen.

Mit Vergnügen mache ich Sie immer auch mit den lateinischen Namen unserer Gehölze und Pflanzen bekannt, denn meine Liebe zur Botanik ist gross. Sie wurzelt in meiner frühen Kindheit, als mich mein Vater ganz allein auf botanische Exkursionen in die Berge mitnahm. Es waren Sternstunden, wenn er, ein eifriger Schüler von Professor Keller in Winterthur, seine Begeisterung für die Pflanzenwelt an mich weiterzugeben wusste. Als Arzt war mein Vater ein äusserst genauer Beobachter alles Lebenden, und er lehrte mich schon früh das «lange Buchstabieren im Buch der Natur», wie es Goethe nannte — in unserem Falle das Bestimmen der Pflanzen nach Professor Binz.

Als ich dann ins Gymnasium eintrat, waren meine Lateinkenntnisse schon so fortgeschritten, dass ich mit der «*Capsella bursa-pastoris*» (Hirtentäschel) und der «*Lychnis flos-cuculi*» (Kuckucksnelke) wenigstens in dieser Sprache gut durchzukommen glaubte: Doch welche Enttäuschung! In Caesars «*De bello gallico*» ging's so ganz und gar nicht «blumig» zu, und ich war drauf und dran, das Gymnasium zu verlassen. Nur meiner Lateinlehrerin, mit der ich noch heute freundschaftlich verbunden bin, ist es zu verdanken, dass ich den «Gallischen Krieg» zu Ende gelesen habe.

Allein die Einleitung, dass Gallien in drei Teile geteilt ist, blieb in meiner Erinnerung haften! Und nun lassen Sie mich nach langen Umwegen durch Gallien wieder zurückkehren in unseren Garten, der auch aus drei Teilen besteht. Ist es Zufall, dass ausgerechnet ein «Gallus», ein stolzer Gockel aus Bronze nämlich, die Grenze zwischen Rosen- und Wildstaudengarten bewacht? Er sitzt hoch oben auf dem Lattenzaun und überschaut die beiden Gärten, die Rosen zu seiner Rechten, die Wildstauden zur Linken und reckt den Hals hinüber nach dem dritten Garten, dem Moorbeet. Mit seinem Schwanz berührt er fast die bunte «Gockel-

schwanz-Rose» («Cocktail»), und könnte er sich umdrehen, sähe er die meterhohe «Danse du feu» in der Schwarzkiefer tanzen. Abends, wenn es dunkel wird, hat der Gockel Zeit, über Unergründliches nachzudenken, über die tiefgründigen Rosen vielleicht und den Grund, warum seine Herrschaft gerade diese Blume so liebt.

«Rose, oh reiner Widerspruch!» Wie unergründlich die Rose ist, erfuhr, erlebte ich zum ersten Mal als junges Mädchen, als mir Herr Dr. Werner Reinhart auf Muzot im Wallis dieses Gedicht von Rilke zu erklären versuchte. Ich beschloss damals, in meinem Zukunftsgarten Rosen zu pflanzen, wunderschöne, unergründliche Rosen, deren Geheimnis ich doch nie verstehen werde. Aber vielleicht will die Rose gar nicht ergründet sein. Sie geht durch ihr Leben wie ein Mensch, der nur darum so anziehend wirkt, weil er ein stilles Geheimnis mit sich trägt und uns sein Herz nie ganz erschliesst.

Unsere 200 Rosen hätten ein schlimmes Leben ohne meinen Mann, denn er ist der eigentliche Betreuer des Rosengartens. Er tut mit «ruhigem Blick, stiller Konsequenz, in jeder Jahreszeit, in jeder Stunde das Gehörige», so wie es Goethe von einem Gärtner verlangt. In «gehörigen» Abständen versprüht er die empfohlenen Rosenpräparate — dreissig Liter sind es jeweils, denn die grossen Strauchrosen schlucken viel. Mein unermüdlicher «Gärtner aus Liebe» hackt seine Pflöge regelmässig und bringt sie ohne Krankheit durch den Sommer. So ist mir immer schönes Pflanzenmaterial für meine Arrangements gesichert.

Der 45m² grosse Wildstaudengarten ist mein Bereich: In der Mitte das Plätzchen aus Kugelsteinen vom nahen Rhein, — ringsherum Rosen, Stauden, Gräser. Die grossen Steine strahlen so viel Wärme aus, dass ich mich im Süden wähne und liebevoll von meiner «piazzetta» spreche. Hier gedeihen Heiligenkraut (*Santolina chamaecyparissus*) und Lavendel (*Lavandula angustifolia* «Munstead») vom Mittelmeer und der im Herbst blühende Bleiwurz (*Ceratostigma willmottianum*) mit seinen enzianblauen Blumen. Storchenschnabel und Ehrenpreis, Wiesenraute, Weiderich und Strauchmalve, Lilienschweif und Salbei, Kissenaster, Purpurglöckchen, die Waldschmiele und das Pfeifengras blühen bunt durcheinander. (Storchenschnabel: *Geranium grandiflorum* «Johnson's Variety» und *Geranium endressii* «Wargrave Pink», Ehrenpreis: *Veronica teucrium* «Royal Blue», Wiesenraute: *Thalictrum aquilegifolium*, Weiderich: *Lythrum* «Robert», Strauchmalve: *Lavatera olbia* «Rosea», Lilienschweif: *Eremurus* «Shelford Hybriden», Salbei: *Salvia superba* «Ostfriesland», Kissenaster: *Aster dumosus* «Anton Kippenberg», Purpurglöckchen: *Heuchera* «Gracillima splendens», Waldschmiele: *Aira caespitosa*, Pfeifengras: *Molinia altissima*.)



Abbildung 3
Rosen und Trauben im Garten.

Doch nicht alles glückt mir! Ich habe zwar grüne Augen, besitze eine grüne Rose, — «grüne Finger» habe ich leider noch nicht! Warum denn hat sich nun schon zum zweiten Mal der weisse Diptam (*Dictamnus albus*) lautlos verzogen, ohne adieu zu sagen? Sein Zitronenduft hätte mich vollends in südliche Länder versetzt! — Unvollkommen wäre mein Garten ohne die Strauchrosen «Scharlachglut» und «Sparrieshoop». Und weil ich mich gerne in der Familie der Rosenblütler aufhalte, dürfen Nelkenwurz (*Geum coccineum borisii*) und Fingerkraut (*Potentilla atrosanguinea* «Gibsons Scarlet», *Potentilla hybrida* «Versicolor Plena» und *Potentilla nepalensis* «Miss Willmott») nahe der «piazzetta», Kerrie (*Kerria japonica*) und Zierapfel (*Malus purpurea* «Eleyi») im Hintergrund nicht fehlen. Dass auch der unentbehrliche Frauenmantel (*Alchemilla mollis*) zu den Rosaceen gehört, weiss ich erst seit kurzem.

Doch zurück zu meinem wilden Garten, den ich im Sommer um keinen Preis verlassen will. Die Blütenfülle aller Erdteile ist hier vereinigt und ist «beste Schutzimpfung gegen das Fernweh», wie es Karl Foerster so schön sagt, und er musste es doch wissen. Wenn ich in seinen Büchern lese, steigen immer neue Staudenwünsche in mir auf, doch kann ich mir keinen mehr erfüllen. Zu dicht habe ich schon gepflanzt, und die angrenzenden, schön versteckten Komposthaufen verhindern jede Expansion. In ein paar Jahren bin ich vielleicht froh, dass meinen Wünschen Grenzen gesetzt waren, auch wenn das heilende Solebad von Rheinfelden mich bis jetzt vor Rückenschmerzen bewahrt hat.

Wenn Besuch bei uns im Garten sitzt und sich in der nun geschlossenen «Oase» umsieht, fällt oft die Bemerkung: «Jetzt ist aber euer Garten eingewachsen und gibt keine Arbeit mehr!» Das tönt in unseren Ohren etwa so, wie wenn grosse Kinder keine Mühe mehr machten! Ich brauche Ihnen ja nicht zu sagen, dass dann erst die Kunst der Erziehung beginnt. Sicher ist die Zeit vorbei, wo es galt, die geliebten Pfleglinge mit «Wuxal» oder «Paidol» zum Wachsen zu bringen. Bei grossen «Kindern» ist vermehrte Vorsicht und Behutsamkeit am Platz. — Mit Bedacht schaffen wir bei den zu gross gewordenen Gehölzen Luft und Licht, geht es doch darum, die Natur zwar zu ordnen, ihr aber ihre Natürlichkeit nicht zu nehmen. Es soll ja nach getaner Arbeit so aussehen, als ob wir nichts berührt hätten! Sagt nicht Jean-Jacques Rousseau in der «Nouvelle Héloïse» zum natürlich wirkenden Garten: «So viel Mühe, um die Mühe zu verbergen..!»

2. Teil

Sieben Jahre sind nun vergangen, seit ich diese Zeilen geschrieben habe. Sieben Mal haben unsere Ahorne am Fischerweg ihr loderndes Laubkleid abgeworfen, sieben Mal ihre schwefelgelben Blüten aufgesteckt. Unsere drei Kinder sind ausgeflogen. Die Jüngste, mein damals 18jähriger Trainer, ist eine jung verheiratete glückliche Frau und pflegt ihren eigenen Balkongarten. Doch auch ohne Trainer fotografiere ich weiter, weil mein Hobby inzwischen zum Beruf geworden ist. Die Leere, welche wegziehende Kinder im Elternhaus hinterlassen, hat sich auf glückliche Art mit Blumen gefüllt. Mein geliebter «Obergärtner» — damit ist mein Mann gemeint — unterstützt und fördert nun mein künstlerisches Wirken. In seiner spärlichen Freizeit hegt und pflegt er für mich gärtnerische Raritäten wie aprikosenfarbene Pfingstrosen und ein seltenes Geissblatt, das man sinnigerweise Jelängerjelierer nennt — mein Mann misst fast zwei Meter! Hören Sie, was eine Wiener Freundin meiner Mutter ausrief, als sie meinen Bräutigam zum ersten Mal sah: «Aber geh', Marianderl, du heiratest soviel an einem Stück!»

Meine Blumendias reisen jetzt in alle Welt und werden auch im fernen Südafrika veröffentlicht. Es brauchte viel, bis es so weit war und meine Bilder dem lupebewaffneten Blick kritischer Redaktoren standhielten. Immer wieder ging ich bei mir selber zur Schule, ein unerbittlicher Lehrer meiner selbst.

Bis zur Erschöpfung stehe ich oft vor meinem Blumengebinde, drehe es nach dem Licht, wechsele den Fotohintergrund, hole im Keller passende Zutaten und rücke meine Brille zurecht, wenn mir zwei Bächlein von der Nase rinnen. Leicht machen kann ich es mir nicht — das habe ich nie gelernt! Ja, ich arbeite leidenschaftlich gerne und bin unglücklich, wenn mir meine zarte Gesundheit einen Riegel schiebt. Aber aufgeben kann ich meinen schönen anstrengenden Beruf nicht. Ich muss mit Blumen sagen, was sich in mir zum Ausdruck drängt. Verstehen Sie daher, dass ich neben Haushalt und Familie unter chronischer Zeitnot leide und mich oft hinter meinen Hügeln verstecke oder auf dem Fahrrad freundlich grüssend an Ihnen vorbeifahre.

Endlich habe ich ein kleines Fotoatelier. Es ist Barbaras helles Eckzimmer, ein herrlicher Raum, vollgestopft mit Dekorationsstoffen, bemalten Tapetenwänden, Tischchen und Spiegeln — Requisiten wie in einem Theater. Das einst verschmähte Stativ ist unentbehrlich geworden. Meiner Kamera, der nun 11 Jahre alten Yashika, halte ich die Treue, ist sie doch zu einem Teil meines Gehirns geworden. Sie denkt mit mir. Natürlich hat sie ihre altersbedingten Mucken, genau wie ich! Im übrigen



Abbildung 4
Rosen, Dahlien, Fuchsien und Pfaffenhütchen — Ton-in-Ton-Strauss.

haben meine Yashika und ich einen so guten Charakter, dass wir auch unsere schlechten Seiten geduldig ertragen.

Liebend gern würde mir mein Mann eine viel teurere Kamera schenken, doch kann ich mich von «Granat» — so der Kosenamen meiner Yashika — nicht trennen. Sollte «Granat» eines Tages vor lauter Abnutzung undicht werden, käme ich bestimmt mit Heftpflaster zu Hilfe. Das hat mit Geiz nichts zu tun, ist viel mehr treue Verbundenheit einem alten Arbeitskameraden gegenüber.

Granat hat eben einen roten Strauss «geschossen», nicht unbedingt meine Lieblingsfarbe, aber ich weiss, dass Rot ankommt. Alle meine roten Rosen heissen «Ach, wie peinlich»!, denn diese Worte erinnern mich an die ersten roten Rosen, die ich als junges Mädchen geschenkt bekam. Komponist Franz Lehar war damals Patient meines Vaters und erzählte mir am Telefon, weil er mich für die Praxishilfe hielt, ausführlich über sein urologisches Leiden. Als er sich seines Irrtums bewusst wurde, konnte er es kaum fassen, eine Fünfzehnjährige mit solch unschicklichen Dingen belastet zu haben, und er sagte immer und immer wieder: «Ach, wie peinlich»!. Für mich war's gar nicht peinlich, schickte mir doch Franz Lehar am nächsten Tag einen grossen Strauss roter Rosen.

Meine Lieblingsfarben sind zarte Lila-, Rosa- und Lachstöne, wie ich sie im Arrangement mit Rosen und Trauben im Garten zusammengestellt habe. Überhaupt neige ich zum Ton-in-Ton-Strauss — *en camaïeu* —, wie die Franzosen sagen. Völlig einig gehe ich auch mit Cecil Beaton, dem bekannten englischen Fotografen und Regisseur, der sagte: «White flowers are the only chic ones». Ein ganz weisser Strauss hat eine ungeheure Leuchtkraft und vergrössert jeden Raum.

Auch der Humor kommt bei meinen Arrangements nicht zu kurz. Grossen Erfolg hatte ich bei meinen Auftraggebern mit den Blumenhüten. Die Dame mit dem Rosenhut (auf Seite 29) besitzt für jede Jahreszeit eine modisch angepasste Kreation. Es sind Erinnerungen an meine geliebte Grossmama, die aufrechten Ganges noch mit 80 Jahren ihre mit Bändern und Seidenblumen geschmückten wagenradgrossen Hüte trug.

Mit Leidenschaft arrangiere ich Stilleben, wobei mir die Bezeichnung nicht gefällt, das französische Wort «*nature morte*» schon gar nicht, denke ich doch beim Arbeiten mit blühenden Blumen und reifen Früchten an die schöpferische Natur, an Gedeihen, Wachsen und Werden, nicht an Lebloses! Im Herbst ist das Bedürfnis, mit Formen und Farben zu spielen, besonders gross, als ob ich die Farben meiner liebsten Jahreszeit noch einmal intensiv mit meiner Kamera betrachten möchte.

Es geht bei den Dingen, die ich zusammenstelle, eigentlich immer um denselben engen Kreis, um Blumen und Früchte, um Krüge, Gläser und

Körbe. All diese gleichbleibenden Gegenstände kann man auf vielfältige Art zusammenstellen, immer so, dass sie untereinander ins Gespräch kommen. Die scheinbar leblosen Dinge müssen schliesslich eine lebendige Einheit bilden.

Wie faszinierend, die einzelnen Gegenstände bald nebeneinander, bald hintereinander aufzustellen! Probieren Sie selbst, wie oft kleine Verschiebungen grosse Wirkung zeigen. Ich werde nie müde, mein Stauen über die unendliche Pracht der Natur immer wieder auf den Film zu bannen und den Eindruck zu erwecken, als hätten meine Hände eben noch am Arrangement gearbeitet. Nur so lebt ein Stilleben!

Manch einer, der an unserem Garten vorbeigeht, denkt kopfschüttelnd: «Seltsame Leute, diese Schulthessen! Nun grübeln sie schon wieder in der Erde!» Meint er wohl, dass Gartenarbeit nur aus Rasenmähen in weissen Tennisshorts bestehe, und weiss er denn nicht, wieviel Ünkraut, Ungeziefer und andere Pestilenz unsere Lieblinge bedroht? Im Frühjahr überwälzt uns die Gartenarbeit förmlich. Wir denken dann zum Trost an unsere armen Freunde, die sich zum «Abspecken» einer Kur unterziehen müssen und für teures Geld wenig zu essen bekommen. Solche Sorgen hat der Gärtner nicht! Das sonntägliche Ruhegebot können wir nicht immer einhalten. Aber wir meinen, im Garten dem Himmel näher zu sein als jener, der — für Spaziergänger unsichtbar — am heiligen Sonntag die Steuererklärung ausfüllt.

Es ist in der Schweiz leider wenig bekannt, wie aktiv in andern Ländern das Blumen-Arrangieren betrieben wird. Die Blumenfreunde bilden dort eigentliche Klubs. Der berühmteste ist wohl der Garden-Club von Monaco, eine Gründung der verstorbenen Fürstin Grace. Jedes Jahr veranstaltet er einen «Concours international de bouquets» für Amateure, an dem gegen eine bescheidene Gebühr jedermann teilnehmen kann, um sich mit Blumenfreunden aus aller Welt im Arrangieren zu messen. Vor einigen Jahren habe ich in Monaco einen Preis gewonnen. Die Preisverteilung fand am Meer im «Sea-Club» statt. Über 200 Teilnehmer und ihre Angehörigen versammelten sich unter den Palmen beim grossen Swimming-Pool. Ich verschenkte Marischu-Karten. Das sind die Blumenkarten, die ich bei uns zu Gunsten der Schweizerischen Berghilfe verkaufe. Eine Engländerin las auf der Rückseite der Karte meine Adresse. «How wonderful, you come from the Rheinfall!», meinte sie. Bevor ich noch richtigstellen konnte, dass ich von Rheinfeldern und nicht vom Rheinfall komme, wo es zudem viel schöner und weniger nass sei, verstummten alle. — Fürstin Grace erschien, und es war, als öffnete sich ein unsichtbarer Vorhang. Fürst Rainier und die Prinzessinnen folgten. Doch die bewundernden Blicke galten nur ihr, der blonden schönen Grace, wie sie im schlichten Faltenrock und blauen Blazer elegant dem



Abbildung 5
Lilien, Wiesenblumen und Gräser in Delfter Vase.

Schwimmbassin entlang schritt. Das Smaragdgrün ihrer Bluse wiederholte sich im grünen seidenen Sonnenschirm, den sie wie ihren eigenen Baldachin trug, und die blaugrüne Spiegelung im irisierenden Wasser vergrösserte die glanzvolle Erscheinung ins Unendliche. Ein märchenhafter Anblick! Die schönen Augen der Fürstin waren auf ihre Gäste gerichtet, schauten aber doch so weit an uns vorbei. «What a divine far-away-look!» meinte die Engländerin.

Mein helvetischer Hofknicks bei der Entgegennahme des Preises aus den Händen der Fürstin war wohl nicht ganz kunstgerecht. Seitdem knackt es nämlich in meinen Knien bei der Gartenarbeit. Ist es nicht wunderbar, beginnende Arthrose mit einem falsch eingeübten Hofknicks in Monaco zu erklären?

Ich wünschte nur, dass auch die Menschen in diesem Land sich mehr mit Blumen befassten, mit Duftrosen im Garten, mit Hängnelken auf dem Balkon. Sie würden «blumiger» und wohlwollender denken und dabei glücklicher sein. Blumengärtner geniessen ihre kleinen Freuden im stillen, und «Erfolge», wie das Keimen seltener Pflanzen oder das Bewurzeln von Stecklingen hängen sie nicht an die grosse Glocke.

Wenn ich schon bei den Glocken bin: Kennen Sie die blühenden Teppiche blauer Glocken — blue bells — in englischen Parkanlagen? Ich stelle sie mir rund um unsere schöne Gottesackerkapelle vor, wie blaue Tupfer hingestreut. Sie würden mit Freude manche Maienhochzeit einläuten. Die Zwiebeln der «*Scilla campanulata*» — so der botanische Name dieser Glocken — übersiedelten gerne aus unserem Garten dorthin, eine kleine Konkurrenz zur wunderschönen Anlage vor der Kantonspolizei.

Schlecht kann ich mit der Polizei schliessen, bin ich doch ein anständiger Mensch und habe mit den Ordnungshütern nur zu tun, wenn ich meine Fahrradnummer einlöse.

Es war mir eine Freude, einmal kurz mein Versteck hinter meinen Gartenhügeln zu verlassen, um Ihnen, liebe Leser, von meinem Schaffen zu erzählen. Ich danke der Neujahrsblattkommission, dass sie meinem blumigen Hobby-Beruf so viel Raum geboten hat. Das Schlussbouquet (Seite 5) sei den Damen und Herren der Kommission von Herzen gewidmet.



Abbildung 6
Die Dame mit dem Rosenbut.

